

Harald A. Euler & Karl Lenz
Geschlechterunterschiede zwischen Biologie und sozialer Konstruktion.
ein Streitgespräch
Die Fragen stellte Detlev Lück

LÜCK: Es ist ein immer wähernder Streit zwischen den Disziplinen: Sind die Unterschiede zwischen Frau und Mann biologischer Natur? Oder sind sie von kultureller Art und damit sozial konstruiert? Herr Lenz, Herr Euler, wie denken Sie darüber?

LENZ: Für eine sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung reicht es keineswegs aus, Geschlecht bzw. die Geschlechterdifferenzen als natürliches Faktum aufzufassen. Das, was uns als geschlechtsspezifische Eigenheiten und Unterschiede entgegentritt, existiert nicht unabhängig von der Einbettung in eine bestimmte Gesellschaft, Kultur und historische Epoche. Geschlecht ist deshalb immer als eine *gesellschaftlich konstruierte und kulturell bestimmte Kategorie* zu verstehen (als Überblick vgl. Lenz/Adler 2010).

Gegen ein Natur-Modell der Geschlechter spricht aus sozialwissenschaftlicher Sicht eine Reihe von Argumenten, die in drei Komplexe gebündelt werden können. Ich möchte sie eingangs nur kurz andeuten und hoffe, dass wir später noch genauer darauf zurückkommen werden: (1) Ethnologische und historische Studien (Bretell/Sargent 2001; Duby/Perrot 1997) liefern einen reichen Fundus an Materialien, die zeigen, dass die Ausfüllung der geschlechtlichen Differenzierung kulturell und historisch höchst variabel ist. Sogar die Zweigeschlechtlichkeit ist kein universelles Muster (Nanda 2000). (2) Auch halten viele der immer wieder herausgestellten, scheinbar naturbedingten Geschlechterunterschiede im Handeln, Denken und Fühlen einer kritischen Prüfung nicht stand (Hagemann-White. 1984) (3) Schließlich richtet sich gegen das Natur-Modell ein Ideologieverdacht. Die biologischen Differenzen werden nicht nur mit den Zuweisungen spezifischer Aufgaben und Fertigkeiten verknüpft, sondern auch in starkem Maße dazu verwendet, um ungleiche Lebenslagen und -chancen von Frauen und Männern – die patriarchale Ordnung – als unverrückbar, weil naturgegeben zu legitimieren (vgl. als Klassiker de Beauvoir 2002).

Ein erster und weiterhin in den Sozialwissenschaften verbreiteter Ansatz, das Natur-Modell der Geschlechter zu überwinden, war und ist das *Sex-Gender-Modell* (vgl. ausführlich Gildemeister/Hericks 2012). In diesem wird Geschlecht als soziokulturelles Phänomen aufgefasst, ohne jedoch die biologische Fundierung zu negieren. Konsens in den Sozialwissenschaften ist dabei, dass die soziokulturelle Überformung – Gender also – ein Übergewicht gegenüber der biologischen Grundausstattung hat. Das Meiste, was wir als Geschlechterdifferenzen wahrnehmen, sind nach diesem Modell nicht Effekte natürlicher Unterschiede (also Sex-Differenzen), sondern das Resultat soziokultureller Prozesse (also Gender-Differenzen). In der Geschlechterforschung dominiert inzwischen jedoch eine konstruktivistische Perspektive (Butler 1991; Goffman 1994; West/Zimmerman 2002). Nach dieser Perspektive wird die Unterscheidung von Sex und Gender und damit die in diesen Begriffen zum Vorschein kommende Dichotomisierung von Natur und Kultur verworfen bzw. zumindest deutlich zurückgestellt. Demgegenüber wird – wie es Stefan Hirschauer (1993: 21) treffend formuliert hat – die „größere Eigenständigkeit des Sozialen“ akzentuiert. Alles das, was uns als Spezifikum eines Geschlechts bzw. als Differenz zwischen den Geschlechtern begegnet, ist – so die Grundprämisse der konstruktivistischen Geschlechterforschung – als in einem sozialen Kontext eingebettete kulturelle Hervorbringung oder – kurz gesprochen – eben als soziale Konstruktion aufzufassen und zu rekonstruieren.

EULER: Alle Lebewesen entwickeln sich in dynamischer Interaktion zwischen genetischen Vorgaben *und* umweltlichen Eingaben. Die relativen Wirkanteile von Genen und Umwelteinflüssen sollten empirisch und nicht wissenschaftsideologisch bestimmt werden, auch nicht im sozialwissenschaftlichen Konsens. Hier sind transparente Methoden gefordert, die die Wirkanteile und das angebliche Übergewicht quantifizieren können.

Im Speziesvergleich stellen sich Geschlechterunterschiede vielfältig dar, von extremen Geschlechtsunterschieden über minimale bis hin zu „Geschlechtsrollenumkehr“. Homo sapiens ist vergleichsweise mäßig geschlechtsunterschiedlich („geschlechtsdimorph“).

Im Kulturvergleich erweist sich die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ebenfalls als vielfältig. Einige Tätigkeiten werden in allen Kulturen nur von einem Geschlecht ausgeübt (z. B. Angriffskriege, Großwildjagd, Versorgung von Kleinkindern). Viele Arbeiten (z. B. Feldarbeit) werden gleichermaßen oft von beiden Geschlechtern übernommen. Dies ist ein Bereich, in dem konstruktivistische Ansätze essentiell beitragsfähig sind.

Geschlechterunterschiede stellen sich in Mittelwertsunterschieden *und* in Varianzunterschieden dar. Viele menschliche Geschlechterunterschiede sind von geringer, einige jedoch von großer Effektstärke (z. B. dreidimensionales Vorstellungsvermögen, erotisierendes Geschlecht). Je direkter ein Verhalten reproduktive Konsequenzen hat (Partnerwahl, Sexualität, elterliche Fürsorge), desto bedeutsamer ist die Biologie und desto größer sind die Unterschiede.

Geschlechtsdimorph können körperliche Merkmale (z. B. Körpergröße), psychische (z. B. Empathiebereitschaft) oder Lebensverlaufsmerkmale sein (z. B. Menopause). Eine Theorie der Geschlechterunterschiede muss alle drei Merkmalsarten abdecken und darf zudem nicht auf eine Spezies beschränkt sein. Eine Theorie, die nur psychische Merkmale nur beim Menschen abdeckt und sich als kategorial anders darstellt als umfassendere Theorien, ist unangemessen und unnötig menschenzentriert. Der Mensch ist keine besondere Spezies, weil jede Spezies qua Definition („Spezies“) besonders ist.

Geschlechtsdifferentielle Varianzunterschiede sind zum Teil theoretisch interessant. Zum Beispiel gibt es Reproduktionsvarianz, die darin besteht, dass die Anzahl der Nachkommen zwischen männlichen Säugetieren stärker variiert als zwischen weiblichen. Andere Varianzunterschiede sind von besonderer gesellschaftlicher Bedeutung und müssen ebenfalls von einer Theorie der Geschlechterunterschiede erklärt werden. Beispielsweise haben Männer eine größere Varianz (Streubreite) des IQ. Deswegen finden sich bei Männern überproportional viele Genies, aber ebenso auch überproportional viele Debile.

Die menschlichen Geschlechterunterschiede im Verhalten sind bereichsspezifisch. Fragen, ob Männer aggressiver seien oder Frauen emotionaler, sind falsch gestellt. Die Natur des Menschen wurde durch bereichs- und geschlechtsspezifische Selektionsdrücke geformt, und es gilt, die Natur an den natürlich vorgegebenen Stellen aufzubrechen. Dabei kommt es weniger auf geschlechtsunterschiedliche Leistungen oder Fähigkeiten an, sondern auf Neigungen, Präferenzen und Lernbereitschaften, die in Interaktion mit Umwelteinflüssen („Gen wählt Umwelt“) erst sekundär zu geschlechtsunterschiedlichen Leistungen und Fähigkeiten führt.

Viele Geschlechterunterschiede tauchen schon bald nach Geburt auf (Blickkontakt, Lächeln), so dass Sozialisierungswirkungen ausgeschlossen sind. Versuche einer geschlechtsneutralen oder gegengeschlechtlichen Erziehung sind bei vielen Verhaltensweisen (z. B. Spielzeug- und Spielpartnerpräferenzen) wirkungslos geblieben. Jungen sind nicht Raufbolde, weil sie dafür von Eltern verstärkt werden, sondern obwohl sie dafür ständig getadelt werden.

Die Theorie der natürlichen und sexuellen Selektion ist einfach, robust und weitreichend. Für Evolutionsbiologen ist der essentielle Anteil von Umwelteinflüssen selbstverständlich. Es gilt aber anzuerkennen, dass auch der Mensch selbst eine Natur hat und nicht als Krone der

Schöpfung über seine Natur erhaben ist. Der Vogel kann nicht fliegen, indem er die Gesetze der Natur (Physik) leugnet, sondern weil er sie nutzt.

LÜCK: Ich nehme an, Herr Euler, wenn Sie von „umweltlichen Eingaben“ sprechen, sind damit *unter anderem* Prozesse sozialer Konstruktion und soziokulturelle Einflüsse gemeint. Ist das so? Welche anderen Umwelteinflüsse halten Sie für besonders relevant? Und würden Sie auch von kulturellen Einflüssen sagen, dass sie unsere Gene beeinflussen können?

EULER: Ja, das ist so. Andere relevante Umwelteinflüsse, neben intrazellulären, interzellulären, intrauterinen und perinatalen, sind alle sozialen Einflüsse, die auch bei Tieren wirksam sind und deswegen nicht sozial konstruiert sein können, wie die bloße Anwesenheit von anderen Individuen (verwandte versus nicht-verwandte, vertraute versus unvertraute). Wie könnten etwa die *unbewusst* durch Geruch vermittelten sozialen Effekte bei der Partnerwahl sozial *konstruiert* sein? Erst seit 1995 ist bekannt (Wedekind et al., 1995), dass die emotionale Bewertung des natürlichen Körpergeruchs einer anderen Person durch eine bestimmte Gengruppe (MHC) beeinflusst wird, so dass Personen, die reproduktiv-genetisch nicht gut zueinander passen, sich nicht so „gut riechen können“. Bei manchen Tieren können die oben genannten sozialen Einflüsse z.T. auch soziokultureller Natur sein, etwa die Modellierung und Nachahmung von tradiertem Werkzeuggebrauch bei Schimpansen.

Über den Einfluss von Kultur auf Gene bietet die Epigenetik einen reichen Fundus, wenn man „kulturell“ nicht extrem eng definiert. In der Överkalix-Studie (Bygren et al., 2001) wurde gezeigt, dass die Enkelsöhne von schwedischen Männern, die im 19. Jahrhundert als Buben unter wiederholtem Hunger gelitten hatten, signifikant seltener an Herz-Kreislauf-Erkrankungen starben. Kürzlich wurde veröffentlicht (Radtke et al., 2011), dass die Kinder von Frauen, die von Misshandlung durch den Partner in der Schwangerschaft berichteten, aufgrund genetischer Veränderungen im späteren Leben ängstlicher und stressempfindlicher waren und eher psychisch erkrankten als Kinder der Kontrollgruppe.

Umweltliche Einflüsse können also dauerhafte Spuren im Erbgut hinterlassen. Dabei wird nicht die DNA-Sequenz selbst verändert, sondern die genetische Expressivität (Aktivität). Bemerkenswert ist, dass diese Erkenntnisse nicht aus den Sozialwissenschaften, sondern aus der Biologie stammen. Ähnlich verhält es sich mit der Verhaltensgenetik, die vielfältig belegt hat, dass die elterliche Erziehung die kindliche Persönlichkeit nicht dauerhaft prägt (Euler & Hoier, 2008; Plomin et al., 2001), entgegen aller gängigen sozialisationstheoretischen Behauptungen. Die Verhaltensgenetik hat also tiefgreifende Erkenntnisse über die tatsächlich wirksamen Umwelteinflüsse geliefert.

LÜCK: Lassen Sie mich zunächst einmal die Gemeinsamkeiten festhalten: Wir sind uns einig, dass Geschlechterunterschiede mit Biologie *und* mit Kultur bzw. mit sozialer Konstruktion zu tun haben. Niemand von uns glaubt an einen biologischen Determinismus; und niemand zweifelt, dass es biologische Grundlagen gibt. Biologie und Kultur beeinflussen einander wechselseitig. Biologie und Kultur prägen die Geschlechterunterschiede, so wie wir sie im Alltag erleben, in Wechselwirkung miteinander, so dass man generell schwer sagen kann, was wie viel Anteil daran hat. Insofern verbietet sich auch der Versuch, Geschlechterunterschiede in einen dichotomes Natur-Kultur-Kategorienschema einsortieren zu wollen. Dafür, dass die Disziplinen zum Teil gar nicht miteinander reden wollen, sind das doch schon eine ganze Menge Gemeinsamkeiten. Sehen Sie das auch so? Habe ich etwas vergessen?

LENZ: Neben den Unterschieden gibt es durchaus auch Gemeinsamkeiten. Jedoch sollte auch nicht unerwähnt bleiben, dass aus dem Blickwinkel der Biologie offensichtlich einiges, was in

den Sozialwissenschaften diskutiert wird, falsch verstanden wird. Beginnen wir aber zunächst mit Gemeinsamkeiten. Wenn Euler bezogen auf die Ausgangsfrage davon spricht, dass die Wechselwirkung zwischen Genen und Umwelt entscheidend ist, dann stellt das eine klare Absage gegen einen genetischen Determinismus dar, der im Alltagsdenken weit verbreitet und auch in stark popularisierenden Werken aus der Biologie immer noch anzutreffen ist. Sichtbar wird hier eine gemeinsame Ablehnung von dem, was ich eingangs als Natur-Modell bezeichnet habe. Was als Wechselwirkung zwischen Genen und Umwelt aus biologischer Perspektive angesprochen wird, hat auch in der Soziologie bereits eine lange Tradition; ist also für das Fach nichts Neues. Das bereits von mir erwähnte Sex-Gender-Modell, das aus der konstruktivistischen Sicht allerdings in den Fokus der Kritik geraten ist, ist damit weitgehend deckungsgleich. Eine weitere und für mich noch wichtigere Gemeinsamkeit ergibt sich dadurch, wenn auf das hohe Maß an Vielfalt in den Erscheinungsformen hingewiesen wird. Die Natur ist ungleich vielfältiger als es kulturelle Polarisierungskonstruktionen der Geschlechter wahrhaben wollen und wahrnehmen können (vgl. auch Lorber 1999).

Allerdings lassen sich in den vorangegangenen Aussagen auch grobe Missverständnisse und Fehlaussagen zur Soziologie finden. Dass Aussagen zu Einflüssen auf das Erbgut aus der Biologie kommen, ist nicht „bemerkenswert“, sondern selbstverständlich. Das ist eine Frage der Biologie, nicht aber der Soziologie. Das ist auch kein Thema, das von ihr vernachlässigt wird. Diese Frage liegt nicht im Arbeitsfeld der Soziologie. Auch ist die Behauptung, der Soziologie falle es schwer anzuerkennen, dass der Mensch eine Natur habe, unverständlich, wenn man die wichtige Traditionslinie der Philosophischen Anthropologie, für die Namen wie Helmuth Plessner oder Arnold Gehlen stehen, im Fach kennt (als Überblick vgl. Fischer 2009). Schwer fällt es die Aussage, dass die elterliche Erziehung die kindliche Entwicklung nicht dauerhaft prägt, als eine neue Erkenntnis aus der Verhaltensgenetik aufzufassen. Die Umstellung des Begriffs der Erziehung auf die Sozialisation ging in den Sozialwissenschaften mit der grundlegenden Erkenntnis einher, dass alle intentionale Einflussnahme auf Kinder, sei es von Seiten der Eltern oder Lehrer, auf Grenzen stößt. Mit dem Begriff der Sozialisation wird schon eine Absage an diese Aussagen getroffen (Böhnisch et al. 2009). Wenn die Biologie glaubt, dass die Soziologie immer noch behauptet, dass die Kinder die Eltern geprägt werden, dann ist das keine Aussage über den Diskussionsstand im Fach, sondern zeigt nur auf, auf welchem Stand die Rezeption der Soziologie in der Biologie ist.

EULER: Inhaltlich gäbe es viele Gemeinsamkeiten und Anknüpfungspunkte für Zusammenarbeit. Aber zwischen Soziologie und Biologie gibt es einen wissenschaftshistorisch entstandenen Graben. Viele Soziologen scheinen mir immer noch Durkheims Fehlschluss zu bekräftigen, dass soziale Phänomene nur mit sozialen Konstrukten erklärbar seien, und haben ausgeprägte einseitige Berührungsängste mit der Biologie. Das interessante Gebiet der Tiersoziologie wird so überhaupt nicht von Soziologen beforscht, sondern von biologisch orientierten Wissenschaftlern (z. B. Primatologen, Entomologen, Anthropologen).

Im Übrigen sollte man wesentliche Unterschiede zwischen beiden Ansätzen nicht übersehen. Herr Lenz spricht von der biologischen „Grundausrüstung“, die beim Menschen weniger Gewicht habe als die kulturelle Überformung. Das legt die Annahme nahe, die Biologie lege bis zur Geburt die körperliche Ausstattung vor, und darauf setze dann die Kultur an. Weiterhin scheint es die obsoletere Annahme zu implizieren, der Mensch sei instinktarm. Die biologischen Programme wirken aber lebenslang in stetiger Wechselwirkung mit umweltlichen und damit auch kulturellen Eingaben, und der Mensch zeichnet sich durch eine besonders große Vielfalt von sogenannten evolvierten psychischen Mechanismen (früher: „Instinkte“) aus, die in ihrer ontogenetischen Entwicklung die Umwelt nach Informationen absuchen und sich wechselnden Kontexten anpassen.

Weiterhin sagt Herr Lenz, dass Geschlecht „immer als eine gesellschaftlich konstruierte und kulturell bestimmte Kategorie zu verstehen“ sei. Würde er sagen, dass Geschlechtsunterschiede beim *menschlichen Verhalten* immer *auch*, oder sehr oft auch, als kulturelle Kategorie zu verstehen sei, würde ich ohne Einschränkung zustimmen.

LÜCK: Die wichtigsten Unterschiede scheinen mir in der Gewichtung der Einflüsse und in der Bewertung einiger Befunde zu liegen: Wie weit reicht der Einfluss der Biologie, wie weit der der sozialen Konstruktion? Darüber werden wir gleich noch reden.

Ich möchte aber mit einer formalen Frage beginnen: Herr Lenz, würden Sie zustimmen, dass eine Theorie der Geschlechterunterschiede nicht auf eine Spezies beschränkt sein darf? Und ist das die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung?

LENZ: Die Soziologie als Wissenschaft befasst sich nicht mit allen Lebewesen, sondern hat es – aus Sicht der Biologie gesprochen – mit einer Spezies zu tun, mit dem Menschen. Ihr geht es um die sozialen Prozesse, die im Mit-, Für- und Gegeneinander von Menschen ablaufen, und um die vielfältigen Phänomene der Objektivierung, die aus diesem sozialen Prozess resultieren. Vergleiche mit Tieren sind folglich immer nachrangig und haben nur den Zweck die Besonderheit des Menschen als Menschen sichtbar zu machen. Und daraus ergibt sich auch die Kritik an dem Versuch einer spezien-übergreifenden Theorie der Geschlechterunterschiede. Die Philosophische Anthropologie von Arnold Gehlen oder Helmuth Plessner hat ausführlich gezeigt, dass sich der Mensch durch eine Weltoffenheit oder exzentrische Positionalität auszeichnet. Der Mensch ist – um in Anlehnung an einen berühmten Satz von Gehlen zu sprechen – von Natur aus ein Kulturwesen. Während Tiere im Hier und Jetzt aufgehen, mit starkem Umweltbezug und vorgegebenem Verhaltensprogramm, transzendieren Menschen als Sprachwesen diesen engen Rahmen. Durch die Sprache verfügen die Menschen über eine Repräsentation der Welt, in die das Mögliche, Vergangene und Zukünftige Eingang findet. Die Verhaltensstabilität bei Menschen wird immer erst durch die Kulturleistung hergestellt und aufrechterhalten, wobei der Sprache als Speicher- und Vermittlungsmedium eine zentrale Funktion zukommt. Nur der Mensch ist auf dieser Grundlage in der Lage, komplexe Wissenssysteme, wie die Biologie oder die Soziologie, zu schaffen. Einer spezien-übergreifenden Theoriebildung steht dieser fundamentale Unterschied entgegen. Aus Sicht der Soziologie würde man damit versuchen, Gleiches bei sehr Ungleichem aufzufinden.

EULER: Zu sagen, nur der Mensch erbringe Kulturleistungen, ist nur richtig bei einer anthropozentrischen Definition von Kultur, die immer wieder revidiert werden muss, wenn neue tierliche Kulturleistungen bekannt werden. Früher galt beispielsweise die Werkzeugherstellung als Alleinstellungsmerkmal des Menschen. Nun weiß man, dass Schimpansen und Laubenvögel Werkzeuge erstellen, diese mit sich tragen, um sie an anderer Stelle zweckmäßig einsetzen. Schimpansen fertigen sich biegsame Zweige von optimaler Länge, um nach Termiten zu angeln. Laubenvögel, die im Unterschied zu Schimpansen einen echten Kunstverstand haben, stellen sich aus Zweigen Borstenpinsel her, um damit ihre Lauben anzumalen, und die Ausstattung der Lauben wird von anderen Laubenvogelmännchen abgeschaut, sodass von Tal zu Tal unterschiedliche Laubenstile (Laubenkulturen) beobachtbar sind. Und Blattschneiderameisen „kultivieren“ Pilze zur Nahrungsherstellung. Es ist also m. E. scholastisch, den Mensch aufgrund einer fragwürdigen Definition von Kultur als kategorial anderes Wesen zu betrachten als andere Tiere.

LENZ: Dass es bei Tieren rudimentäre Formen von kulturellen Leistungen gibt, ist völlig unumstritten. Aber von den Kulturleistungen, die man bei Tieren beobachten kann, zu der

ausdifferenzierten Kulturproduktion der Menschen – oder bildlich gesprochen: vom Umgang mit Nahrungsmitteln zur Gourmetküche der Menschen – ist ein sehr weiter Weg, der es durchaus rechtfertigt von einer kategorialen Differenz zu sprechen.

EULER: Eine Kontrastierung von „Mensch“ und „Tier“ ist überholt. Jede Spezies ist eine eigene Kategorie. Die Unterschiede zwischen Mensch und Schimpanse sind insgesamt geringer als die zwischen Schimpanse und Gibbon, es sei denn, man frönt einem ungerechtfertigten Anthropozentrismus.

LÜCK: Ein erster Unterschied zwischen den Disziplinen besteht also schon im Anspruch und im Selbstverständnis. Das sollten wir noch einmal festhalten, denn es macht sicher manche der übrigen Unterschiede verständlicher und vielleicht auch legitimer. Auf eine kurze Formel gebracht: Was will die Soziologie, was will die Biologie, wenn sie sich mit Geschlecht beschäftigen?

LENZ: Für die Soziologie als eine Wissenschaft der sozialen Prozesse und der daraus erwachsenen Objektivierung ist Geschlecht nichts Substanzielles, sondern eine Kategorie, die im sozialen Prozess hergestellt und verwendet wird und darüber hinaus die Struktur nachhaltig bestimmt. Der Fokus ist also vielmehr darauf gerichtet, wie die Gesellschaft mit Geschlecht umgeht, nicht angestrebt werden dagegen essentialistische Aussagen über das Geschlecht.

EULER: Die biologischen Ansätze zur Erklärung menschlichen Verhaltens, d.h. die Verhaltensökologie, die biologische Anthropologie und die evolutionäre Psychologie, beabsichtigen, die gesamte Vielfalt von Geschlechtsunterschieden evidenzbasiert zu erklären, diese Erklärungen zur Gestaltung humaner Gesellschaften zu nutzen und sinnvolle neue Fragen aufzuwerfen.

LÜCK: Das klingt, als hätte die Biologie den umfassenderen Anspruch. Die Biologie will die gesamte Vielfalt von Geschlechtsunterschieden evidenzbasiert erklären. Die Soziologie beschränkt sich darauf, zu untersuchen, wie die Gesellschaft mit Geschlecht umgeht. Herr Lenz, stimmen Sie dem so zu?

LENZ: Einen umfassenderen Anspruch kann ich hier nicht erkennen, sondern lediglich einen anderen Erklärungsfokus. Die Biologie versucht, zwischen allen Lebewesen eine kontinuierliche Reihe herzustellen, und ist bestrebt, bei allen vorhandenen Unterschieden, die weitgehend ausgeblendet werden, die Gemeinsamkeiten zu betonen. Dies ist prinzipiell möglich, wie die Biologie zeigt, aber dem, was den Menschen auszeichnet, wird man damit nur eingeschränkt gerecht. Vieles, was sein Spezifikum ist, wird damit nicht erfassbar. Anders formuliert, wenn der Mensch primär als biologisches Wesen aufgefasst wird, dann wird nur ansatzweise und unzureichend sichtbar, was ihn als kulturellen Akteur auszeichnet.

LÜCK: Herr Lenz, darf sich eine Theorie der Geschlechterunterschiede nur auf psychische oder nur auf physische Merkmale beziehen? Tut das die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung überhaupt? Herr Euler kritisiert das ja.

LENZ: Ich wüsste keine Arbeit, die Geschlechterunterschiede nur auf eine dieser Ebenen bezieht. Vielmehr wird immer wieder darauf hingewiesen, dass Körperunterschiede auch dazu dienen, daraus Unterschiede im Erleben und Verhalten abzuleiten und diese als geschlechts-

different darzustellen. Diese Kritik trifft die Soziologie nicht; sie zielt am Gegenstand des Faches vorbei.

LÜCK: Herr Lenz hat eingangs den „Ideologieverdacht“ angesprochen: Selbst wenn Biologen das gar nicht im Sinn haben, kann die These, dass Geschlechterunterschiede in unserer Biologie verankert sind, dazu missbraucht werden, die Diskriminierung eines Geschlechts zu rechtfertigen. Zum Beispiel die Diskriminierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Herr Euler, sehen Sie die Gefahr auch? Und wenn ja, welche Konsequenz ziehen Sie daraus?

EULER: Den „Ideologieverdacht“ muss ich zurückweisen. Dies ist ein Totschlag-Argument, weil unterstellt wird, dass Biologen aus dem politisch konservativen Lager kämen (was nicht stimmt, sie kommen aus allen Lagern) und unterschwellig die rassistischen nationalsozialistischen, faschistischen Entgleisungen der Vergangenheit mitgedacht werden. Ich sage auch nicht mit Verweis auf Stalin, Mao und Pol Pot, dass die Milieutheorie Teufelswerk ist, weil die flächendeckenden Umerziehungsmaßnahmen dieser Despoten höllische Folgen hatten. Dabei erscheinen mir gelegentlich die Bemühungen um „Dekonstruktion“ wie subtile Umerziehungsanliegen. (Manchmal sind sie nützlich, z. B. wenn es um das Urinieren von Männern geht!)

Das „Natur-Modell“ ist ein Strohhalm. Kein Biologe würde den Einfluss der Umwelt negieren. Selbst die Geschlechtsbestimmung in der ontogenetischen Entwicklung, also ob das Individuum weiblich oder männlich wird, hängt bei manchen Spezies (z. B. Fischen, Reptilien) von Umweltfaktoren ab (Temperatur, vorhandene Geschlechterverteilung in der Population). Mir ist nicht einsichtig, warum auf die Berücksichtigung der Natur des Menschen gleich mit einem Ismus reagiert wird („Naturalismus“, „Biologismus“). Haben Sie schon mal gehört, dass Biologen den Sozialwissenschaftlern „Kulturismus“ vorwerfen? (Na gut, ich selbst habe es als Retourkutsche getan.) Die Frage beim Menschen ist, welche Merkmale in welchen Anteilen „gesellschaftlich konstruiert und kulturell“ bestimmt sind. Diese Frage ist jeweils *empirisch* zu beantworten, nicht apodiktisch, etwa, dass alles außer den körperlichen Geschlechtsmerkmalen völlig gesellschaftlich konstruiert sei.

Die psychischen Geschlechterunterschiede beim Menschen äußern sich nicht primär in Fähigkeiten, sondern in Neigungen und Interessen. Wenn man nicht wahrhaben will, dass Mädchen und Frauen eine stärkeres Interesse an anderen Menschen haben, während Jungen und Männer im Mittel mehr an Dingen interessiert sind, und daraus Vorschriften für die Berufswahl ableitet (im Sinne des *gender mainstreaming* dürfen idealerweise nur 50% der Bergbauingenieure Männer und nur 50% der Erzieherinnen weiblich sein), wird man den Interessen der Menschen nicht gerecht. Ich gebe Herrn Lenz aber völlig und leidenschaftlich recht, dass die frauentypischen Tätigkeiten und Berufe nicht weniger materiell oder ideell honoriert werden dürfen. Der fachlich beste Chirurg im Krankenhaus darf nicht mehr verdienen als die engagierteste und einfühlsamste Krankenschwester!

Die Leugnung von natürlich vorgegebenen Geschlechterunterschieden kann antiemanzipatorisch sein. Beispiel: Die in allen Textbüchern aufgeführte Reaktion auf akute Bedrohung ist *fight-or-flight*. Da diese Reaktion für Frauen aber evolutionspsychologisch wenig Sinn macht, haben Taylor et al. (2000) als typische weibliche biobehaviorale Reaktion auf akuten Stress *tend-and-befriend* statt *fight-or-flight* postuliert und belegt. Mittlerweile gibt es dazu eine Fülle von empirischen Untersuchungen.

Ist das weibliche Geschlecht nicht das stärkere Geschlecht? Der beste Indikator für „Stärke“ ist die Lebenserwartung. Weltweit leben Frauen länger als Männer, obwohl Frauen über Kulturen hinweg typischerweise härter arbeiten als Männer, weniger zu essen und schlechtere

medizinische Versorgung bekommen. Sind in unseren westlichen Kulturen nur die Mädchen und Frauen benachteiligt, nicht auch die Jungen und Männer, je nach Aspekt?

LENZ: Wenn von einem Ideologieverdacht die Rede ist, dann soll hiermit keineswegs an „rassistische, nationalsozialistische bzw. faschistische Entgleisungen“ erinnert werden. Auch war ich mehr als überrascht, wenn Umerziehung mit Dekonstruktion in Verbindung gebracht wird. Was herkömmlich unter Dekonstruktion verstanden wird, wird damit voll verfehlt. Einen Zusammenhang zwischen Totalitarismen linker Couleur und der Geschlechtersoziologie bzw. einer konstruktivistischen Perspektive herzustellen, ist mehr als abwegig. Aber nicht mehr zu dieser Polemik. Mit Ideologieverdacht ist nur gemeint, dass wissenschaftliche Aussagen immer auch hinterfragt werden müssen, inwieweit sie zur Legitimation gesellschaftlicher Machtkonstellationen verwendet werden. Nur das ist gemeint und keineswegs eine politische Positionierung. Diese Gefahr ergibt sich insbesondere dann, wenn graduelle Unterschiede als kategoriale Unterschiede aufgefasst werden. So mag es ja durchaus sein, dass sich Jungen mehr für Dinge, Mädchen mehr für andere Menschen interessieren. Wobei nicht ausgeschlossen ist, dass man in unterschiedlichen Kulturen zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen kann. Wenn aber mehr oder minder geringe prozentuelle Unterschiede im Interesse an Dingen oder Menschen zu Wesensunterschieden hypostasiert werden, dann setzt man sich einem Ideologievorwurf aus. Die Wissenschaft wird so selbst zur gesellschaftlichen Produzentin, die das, was sie beschreibt oder erklärt, als eindeutige Tatsache erst schafft und das, was vorhanden ist, als unverrückbare Faktizität zementiert.

Unter Gender Mainstreaming lediglich zu verstehen, dass überall genau 50 % Männer und 50 % Frauen sein müssen, ist ein starkes Missverständnis bzw. eine Verzerrung dieses Gleichstellungskonzepts (als Einführung vgl. Meuser/Neusüß 2004). Das zentrale Anliegen dieses Konzepts ist es, Geschlechterthemen und insbesondere Geschlechterungleichheiten nicht weiterhin als bloßes Randthema, sondern als Top-Thema aufzufassen, das alle angeht. Dass Männer und Frauen verschiedene Präferenzen haben, ist kein Umstand, der veränderungsbedürftig ist. Veränderungsbedürftig ist aber, wenn es strukturelle Barrieren gibt und wenn damit strukturelle Vor- oder Nachteile für eine der beiden Gruppen in Verbindung stehen. Um bei Ihrem Beispiel zu bleiben: Es geht noch nicht einmal darum, dass Chirurg und Krankenschwester gleich viel verdienen, sondern darum, dass Frauen und Männer die gleichen Chancen haben, diese Berufe auch auszuüben. Im Medizinstudium erleben wir seit einiger Zeit einen starken Umschwung (Lenz/Adler 2010). Deutlich mehr Frauen als Männer wählen dieses Fach. In den Spitzenpositionen in diesem Feld dominieren aber weiterhin Männer. Wenn die strukturelle Diskriminierung von Frauen überwunden werden kann, dann müsste sich das in den kommenden Jahren massiv verändern.

LÜCK: Mir scheint, die Ansprüche sind *graduell* verschieden – beide Disziplinen kommen von unterschiedlichen Grundfragen und betonen infolgedessen unterschiedliche Aspekte, ohne dass man eine klare Grenze ziehen könnte. Für die Biologie ist Geschlecht als erstes einmal eine biologische Kategorie. Die Kultur wird überhaupt nur deswegen mitgedacht, weil sich empirisch gezeigt hat, dass sie empirisch beobachtbare Unterschiede mit beeinflusst und sogar auf die biologischen Grundlagen zurückwirkt. Die Soziologie interessiert sich für soziale Prozesse und die daraus resultierenden Objektivierungen. Das Geschlecht ist deswegen ein Thema, weil es eine solche Objektivierung ist, die ihrerseits wiederum soziale Prozesse strukturiert. So thematisieren die beiden Disziplinen dort, wo beides eine Rolle spielt, entweder vorrangig die Einflüsse von Genen oder vorrangig die Prozesse der sozialen Konstruktion. Infolgedessen fällt es eher der Soziologie auf, wenn die Unterschiede zwischen

Frau und Mann größer gemacht werden, als sie sind, und eher der Biologie, wenn sie gänzlich ignoriert oder negiert werden.

Kommen wir zu den unterschiedlichen Sichtweisen auf die Befundlage. Sie haben es bereits angesprochen: Wenn wir uns ethnologische oder historische Vergleiche anschauen, finden wir einige Gemeinsamkeiten, einige Unterschiede, und wir finden eine ganze Menge Muster, die zwar sehr weit verbreitet sind, aber eben doch nicht ganz universell. Wie viel Universalität und wie viel Varianz sehen Sie in den Zuschreibungen dessen, was als männlich oder weiblich gilt? Und was schließen Sie daraus für die Frage, wie viel Kultur und wie viel Biologie in diesen Zuschreibungen steckt?

LENZ: Wichtig aus der Perspektive der Soziologie ist es, die kulturelle Variabilität sichtbar zu machen und damit eben den Nachweis zu führen, dass es sich hier nicht um universelle Muster handelt. Karl Popper hat aufgezeigt, dass für die Falsifikation einer Hypothese ein einziger Fall ausreicht. Dagegen ist eine Bestätigung der Hypothese gar nicht möglich, weil es immer noch andere Fälle geben könnte, die dem widersprechen. Fragen nach dem Verhältnis von Kultur und Biologie sind nachrangig; zumindest aus einer konstruktivistischen Perspektive sind sie nicht von primärem Interesse. Aus dieser Perspektive sind Kultur und Biologie Kategoriensysteme, in der die Welt der hegemonialen Zweigeschlechtlichkeit die Geschlechterdifferenz hergestellt und aufrecht gehalten wird.

EULER: Die Frage nach den relativen Anteilen ist, wie gesagt, empirisch zu klären, nicht apodiktisch. Die Verhaltensgenetik hat gezeigt, wie dies machbar ist und hat erstaunliche robuste Befunde geliefert, die einen Paradigmenwechsel über Sozialisationsinflüsse angestoßen haben. Die Erblichkeit der menschlichen Persönlichkeit, also der Anteil der Unterschiedlichkeit in einer Population, die auf genetische Unterschiede zurückzuführen ist, liegt bei etwa 40 bis 50 Prozent und steigt mit zunehmendem Alter. Der verbleibende Anteil, abzüglich Messfehler, geht auf Umwelteinflüsse zurück, aber *nicht* auf familiäre Sozialisation, sondern vermutlich auf außerfamiliäre Sozialisation in Peer-Gruppen (Harris, 1995). Bemerkenswert ist, dass die Verhaltensgenetik mehr über wirksame Umwelteinflüsse erhellt hat als über genetische Einflüsse (Plomin et al. 2001).

LENZ: Die Empirie ist kein exklusiver Besitz der Biologie. Beide Wissenschaften, die Biologie und die Soziologie sind empirische Disziplinen. Sie sind Beobachtungswissenschaften, die unterschiedliche Objekte zum Gegenstand ihrer Beobachtungen machen. Ein Unterschied besteht darin, dass zumindest große Teile der Biologie stark positivistisch ausgerichtet sind. Das, was beobachtet wird, wird als Wirklichkeit genommen, ohne dass dies in umfassender Weise zum Gegenstand methodologischer Reflexionen wird. Auch die Soziologie hat eine positivistische Vergangenheit und Gegenwart. Auch was die Möglichkeiten des wissenschaftlichen Erkennens betrifft, hat die Soziologie jedoch eine breite theoretische Reflexion fest in ihrem Forschungsprogramm etabliert. Sie fragt sehr viel stärker nach den Möglichkeiten und den Voraussetzungen der Beobachtung und nimmt die Ergebnisse zum Gegenstand theoretischer Reflexionen. Gerade am Gegenstand Geschlecht wird dies in hohem Maße deutlich. In der Soziologie wird von einem komplexen Verhältnis von Theorie und Empirie ausgegangen. Eine gute soziologische Forschung ist eine theoriegeleitete Empirie und schließt immer auch eine Reflexion über die Wirklichkeitszugänge mit ein.

LÜCK: Geschlechterunterschiede finden wir auch, wenn wir Wahrnehmung, kognitive Leistungen oder Verhaltensmuster betrachten. Herr Euler hatte beispielsweise das dreidimensionale Vorstellungsvermögen und die Empathiebereitschaft angesprochen. Wo gibt es noch Unterschiede? Und was belegen sie?

EULER: Empirisch belegte und teilweise weitgehend kulturuniversale Geschlechterunterschiede finden sich in allen anthropologischen Bereichen, in körperlichen Merkmalen, im Lebenszyklus und in psychischen Merkmalen, also in Wahrnehmung, Kognition, Emotion, Motivation, Kommunikation, Motorik, Sprache, Sozialverhalten, Familienbeziehungen, und so fort (z. B. Euler, 2010; Geary, 1998; Mealey, 2000). Statt eine ermüdend lange Liste aufzuzählen, möchte ich zwei Fragen aufwerfen: Bei vielen Merkmalen ist die Varianz bei Männern größer als bei Frauen, z. B. bei Intelligenztests (Irwing & Lynn, 2005), bei High-School Erfolg (Nowell & Hedges, 1998), bei verbaler Kompetenz (Gallagher, Bridgeman, & Cahalan, 2000) und bei Körpergröße (Bell, Adair, & Popkin, 2002). Männer sind überrepräsentiert bei Nobelpreisträgern, bedeutsamen Künstlern und Workaholics, aber auch bei Schwachsinnigen, Junkies, Kriminellen und „Losern“. Diese Befunde und damit auch die zugrunde liegenden Ursachen haben sehr große gesellschaftliche Bedeutung, z. B. unter anderem für die Überrepräsentation von Männern in statushohen Berufen. Wie soll dies konstruktivistisch erklärt werden?

Schließlich adressieren die biologischen Theorien feingliedrige Geschlechterunterschiede, die von evolutionspsychologischen Aspekten nahegelegt, nach meiner Kenntnis von konstruktivistischen Ansätzen jedoch übersehen werden: Warum zeigen Frauen höhere Leistungen beim Platzgedächtnis, Männer aber höhere bei der Orientierung im Gelände und bei dreidimensionaler Raumvorstellung? Warum findet sich die Rot-Grün-Blindheit so häufig bei Männern ebenso wie ein nur schwach ausgeprägtes Geruchsvermögen? Und warum unterscheiden sich die Geschlechter so markant auch bei psychischen Merkmalen, die in gesellschaftlichen Normen und Werten und somit auch im Alltagsdiskurs nicht thematisiert werden, wie die ausgeprägte weibliche Neigung zu dem, was ich Geruchstrost nenne? Geruchstrost bezeichnet Verhaltensweisen, bei denen eine Person die getragene ungewaschene Kleidung des Partners anzieht, wenn dieser abwesend ist. Zum Beispiel schläft sie in seinem Pyjama (McBurney, Streeter & Euler, 2012).

LENZ: Dass Männer bei Nobelpreisträgern und bedeutsamen Künstlern überrepräsentiert sind, ist ein guter Beleg für das, was ich vorher als Ideologieverdacht angesprochen habe oder was man auch als Gefahr einer affirmativen Wissenschaft bezeichnen könnte. Dass es mehr Männer als Nobelpreisträger bzw. in dieser Geschlechtsgruppe mehr namhafte Künstler gibt, wird als Beleg für das höhere Potential von Männern genommen, ohne zu berücksichtigen, dass die Chancen, herausragende Leistungen zu erbringen, sehr ungleich verteilt waren und – man schaue nur den Anteil der Frauen in der deutschen Professorenschaft an – auch weiterhin sind (Lenz/Adler 2010). Der Zugang zum Bildungssystem, aber auch zu den entsprechenden Förderkreisen waren bzw. sind immer noch geschlechtsspezifisch ungleich verteilt. Ein häufig genanntes Beispiel sind die Kinder des langjährigen Kantors der Leipziger Thomas-Kirche und heute weltberühmten Barock-Komponisten Johann Sebastian Bach (Koch-Kanz/Pusch 1988). Die vier überlebenden Söhne Bachs sind alle namhafte Komponisten geworden. Bach hatte aber auch vier Töchter, die die Kindheit überlebten. Wie sollte es möglich sein, dass Bach sein Genie zielgerichtet nur an seine Söhne vererbt hat? Nur ein historisches Beispiel von einer massiven Ungleichbehandlung von Jungen und Mädchen, die sich in dem, was dann als besondere Leistungsfähigkeit von Männern aufgefasst wird, unmittelbar niederschlägt. Und zugleich ein Beispiel dafür, dass scheinbare Fakten einer kritischen Reflexion bedürfen.

LÜCK: Kleine Jungs lieben Bob, den Baumeister. Kleine Mädchen sorgen sich liebevoll um ihre Baby-Puppe. Sind das die biologischen Instinkte, die in dem Alter noch ungetrübt zutage treten? Oder ist es das Vorbild von Eltern, Peers und Medien, dem die Kleinkinder noch unkritischer nacheifern? Was können wir lernen, wenn wir Mädchen und Jungen im Kleinkind- oder gar Säuglingsalter studieren?

LENZ: Am interessantesten finde ich an diesem Beispiel die geschlechtsspezifischen Wahrnehmungsmuster, die gerade durch die fortlaufende Bestätigung diese „Realität“ herstellen. Dass es auch Gegenbeispiele gibt, wird dabei immer schnell ausgeblendet. Damit möchte ich überhaupt nicht leugnen, dass es im Spielverhalten von Kindern geschlechtsspezifische Muster gibt. Alles andere wäre in einer zweigeschlechtlichen Welt mehr überraschend, in der immer noch die Mechanismen, was Jungen dürfen oder nicht dürfen, was Mädchen machen sollen oder nicht, bestens funktionieren.

EULER: Unterschiedliche Geschlechtsrollen beginnen sich schon im zweiten Lebensjahr auszubilden, zu einem Zeitpunkt, an dem das Kind noch gar nicht weiß, welches Geschlecht es hat und dass das Geschlecht unveränderlich ist. So kann ein kleiner Junge den ehrlichen Wunsch äußern, später „Mutter“ werden zu wollen. Diese Beobachtung widerspricht kognitiven Theorien der Geschlechtsunterschiede.

Das Vorbild der Eltern spielt nach Erkenntnissen aus den letzten Jahrzehnten keine maßgebliche Rolle (Harris, 2006), ebenso wenig wie direkte Medienangebote. Selbst Kinder aus Familien, bei der die Mutter arbeitet und der Vater Hausmann ist, behaupten beim Mutter-Kind-Spiel, dass der Mann arbeiten geht! Auch Jungen sehen weibliche Vorbilder in Massenmedien, sogar exzessiv gekleidete tunte Transvestiten, aber wer schafft es, seinen siebenjährigen Sohn zum Karneval mal als Mädchen zu verkleiden? Die Peers hingegen, also die etwas älteren gleichgeschlechtlichen Spielgenossen, haben einen stark prägenden Einfluss auf geschlechtstypisches Verhalten. Die in den Peergruppen vermittelten Normen scheinen in erheblichem Ausmaß durch Medieneinflüsse geformt zu sein. Diese Einflüsse bestimmen aber anscheinend nur die Inszenierungen, nicht den Plot selbst. Kleine Jungen betätigen sich liebend gerne in Raufkämpfen, überall auf der Welt. Die Wahl der eingesetzten Waffen und der Kampfstil hingegen werden vom kulturellen Angebot bestimmt. In einer traditionellen Kultur ohne Massenmedien wird mit Fäusten, Stöcken und Steinen gekämpft, in modernen Kulturen mit nachgemachten oder vorgetäuschten Laserwaffen oder MPs.

LÜCK: Auch der Mensch ist ja aus dem Evolutionsprozess hervorgegangen. Daher macht es Sinn, anzunehmen, dass sich auch bei uns Verhaltensweisen durchgesetzt haben und in unsere Gene eingeschrieben wurden, die unsere Überlebenschancen verbessert haben. Verhaltensweisen, die das Überleben oder das Zeugen von Nachwuchs wahrscheinlicher machen. Sind das Argumente dafür, dass bestimmte Geschlechterunterschiede durch die Evolution geformt wurden? Und wenn ja, welche Geschlechterunterschiede?

EULER: Je reproduktionsrelevanter ein geschlechtsunterschiedliches Merkmal in der ancestralen Umwelt war (also in der Umwelt unserer Vorfahren), desto größer waren und sind noch die Unterschiede. Beispielsweise war die Wahl des reproduktionsdienlichen Geschlechts höchst fortpflanzungsrelevant. Deswegen sind die Geschlechtsunterschiede in der sexuellen Orientierung nach wie vor extrem: Die übergroße Mehrzahl von Männern findet ein anderes Geschlecht erotisierend als eine ähnlich große Mehrzahl von Frauen. Aggressionsbereitschaft, Fürsorgebereitschaft, Wettbewerbsneigung und Risikobereitschaft sind andere reproduktions-

relevante Merkmale mit großen Geschlechterunterschieden. Bei der Frage aber, welcher Mathematikbeweis der elegantere ist, dürften keine Geschlechterunterschiede zu erwarten sein, ebenso nicht bei Merkmalen, die für beide Geschlechter gleichermaßen reproduktionsbedeutsam waren, wie die eigene Wertschätzung oder der Wunsch, komfortabel zu leben. Allgemein gilt, dass Unterschiede in Neigungen größer sind als in Fähigkeiten. Dabei ist zu beachten, dass unsere anzestralen Programme mit der Sesshaftigkeit oder der Erfindung effektiver Empfängnisverhütung kaum verändert wurden. Die Evolution kann nicht innerhalb von 10.000 oder 100 Jahren ein Update machen. Das steinzeitliche reproduktionsmaximierende Erbe bleibt bei uns trotz Empfängnisverhütung. Männer zahlen für Prostituierte, obwohl sie wissen, dass sie damit keine Nachkommen produzieren, und sie werden bezahlt für Spermien Spenden, obwohl die Zahlungen umgekehrt sein müssten, wenn die Menschen nach der reinen Vernunft handelten und nicht nach der „Vernunft ihrer Gefühle“ (Zimmer, 1981).

LENZ: Wenn von Seiten der Biologie die Geschlechterunterschiede im Umfeld der Reproduktion betont werden und dabei eine geradlinige Kontinuität in den Verhaltensmustern zwischen Tieren und Menschen unterstellt wird, bleibt völlig ausgeblendet, dass sich bei den Menschen inzwischen eine Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung fest etabliert hat (Lenz/Adler 2011; Villa et al. 2011). In den modernen Gesellschaften „schöpfen“ Frauen ihr Reproduktionspotenzial nur zu einem geringen Bruchteil aus. Die allermeisten sexuellen Aktivitäten bei Menschen sind nicht auf Fortpflanzung ausgerichtet. Im Gegenteil: Die Verhinderung einer möglichen Schwangerschaft ist eine feste Praxis. Auch wenn dennoch eine Schwangerschaft eintritt, ist das Paar oder die Frau in einer Entscheidungssituation für oder gerne das Kind. Und die Reproduktionsmedizin macht eine Schwangerschaft möglich, ohne vorangegangene gemeinsame Sexualität. Das sind wesentliche Unterschiede, die nicht negiert werden können. Ganz abgesehen davon, dass auch die Reproduktionsmuster bei den Tieren viel bunter sind als die monoton wiederholte Kontinuitätshypothese es nahelegt.

Aus soziologischer Sicht ist eine zentrale Schwachstelle der Evolutionsbiologie bzw. Evolutionspsychologie der weitgehend unhinterfragt verwendete Begriff von Evolution, der schlicht mit Hyperstabilität gleichgesetzt wird. Verhaltensmuster, von denen angenommen wird, sie haben sich zu einem weit zurückliegenden, jedoch unbestimmten Zeitpunkt im Selektionsprozess herausgebildet, werden als seither und immerfort konstant vorausgesetzt. Diese allzu ferne Vergangenheit ist allerdings auch dem biologischen Blick empirisch nicht zugänglich. Hier kann man den von Herrn Euler mehrfach an die Adresse der Soziologie gerichteten (unberechtigten) Vorwurf, sie sei nicht empirisch, sondern apodiktisch, mit gutem Recht umdrehen. Alles das, was von Anfang an scheinbar war oder durch frühe Selektionsprozesse sich durchsetzte, kann nur den erkenntnistheoretischen Status einer spekulativen Setzung haben.

Fatal ist zudem, dass dabei immer angenommen wird, dass der Selektionsprozess lediglich eine *biologische* Programmierung bewirke, die dann – von einem nicht bestimmten und nicht bestimmaren Zeitpunkt – hyperstabil bleibt. Ausgeblendet bleibt, dass unsere Vorfahren durch die Bewältigung von Problemkonstellationen fortlaufend gelernt und vielfältige Verhaltensroutinen aufgebaut haben, die in der Generationenabfolge weitergegeben und weitervermittelt wurden. Dieses kulturelle Wissen wird in der Evolutionsbiologie völlig negiert. Wenn aber das, was weitergegeben wird, nicht bloß als genetische Manifestation, sondern auch oder gar vorrangig als kulturelles Wissen aufgefasst wird, dann erscheint – um die Worte von Euler zu gebrauchen – „ein Update“ „innerhalb von 10.000 oder 100 Jahren“ alles andere als abwegig. Die eingangs von einem Gesprächspartner betonte Interaktion von Genen und Umwelt hätte dabei m.E. durchaus das Potential, zu komplexen Erklärungsmuster

zu kommen. An dieser Stelle könnte für die Biologie die Rezeption soziologischer Evolutionstheorien sehr nützlich sein.

Zu den Einzelbefunden über geschlechtsspezifische Unterschiede, die Euler cursorisch angesprochen hat, gibt es aus der Biologie selbst zunehmend eine kritische Auseinandersetzung. Stellvertretend möchte ich nur die beiden Bücher von Anne Fausto-Sterling (1988) oder Cordulina Fine (2012) nennen. Gezeigt wird, dass viele der empirischen Studien, die Geschlechterunterschiede auswiesen, massive methodische Probleme aufweisen. Aber das Hauptproblem ist, dass graduelle Unterschiede schon in der Forschungsdarstellung oder später in der Rezeption als Wesensdifferenz ontologisiert werden. Völlig außer Acht gelassen wird dabei, dass die Ergebnisse eine Variationsbreite mit einem großen Überlappungsbereich aufweisen. Im Gesamtergebnis wird aber so getan, als ob man daraus einen prinzipiellen Unterschied zwischen Männern und Frauen folgern könne. Für eine konstruktivistische Geschlechterforschung ist diese Art von biologischer Forschung ein sehr breites Forschungsfeld, weil man sehr genau beobachten kann, wie die Geschlechterunterschiede fortlaufend durch die Forschung selbst produziert werden.

Euler: Evolution bedeutet keineswegs Stabilität, sondern fortwährende Anpassung. Allerdings können sich komplexe Anpassungen nicht in wenigen Generationen ändern, während einfache Anpassungen, wie etwa die Fähigkeit, noch im Erwachsenenalter Milchzucker verdauen zu können, sich in wenigen Generationen in einer Ethnie, die den Nutzen der Viehwirtschaft entdeckt, ausbreiten kann. Die Möglichkeit einer wirkungsvollen Geburtenkontrolle verändert in der Tat alle bisherigen Anpassungsvorgänge. Aber die evolutionäre Erbschaft, die sich in unseren Motivationsstrukturen niederschlägt, ist derzeit davon noch unbeeinflusst.

Dass kulturelle Evolution in der Evolutionsbiologie völlig negiert werde, ist eine abwegige Behauptung. Es vielmehr seit fast einem Jahrhundert ein heiß diskutiertes Thema, das allerdings schwierig formal (mathematisch) zu modellieren ist.

In der außerakademischen Rezeption werden leider die immer graduellen Geschlechterunterschiede kategorisiert ("typisch Mann, typisch Frau"). Diese Kategorisierungsneigung ist selbst eine zweckmäßige Anpassung aus Gründen der kognitiven Ökonomie; im Winter ist es halt kalt, im Sommer warm, auch wenn das Thermometer differenziertere Angaben macht. In der Forschung müssen Verteilungsunterschiede und damit auch Geschlechterunterschiede immer als Effektstärken ausgewiesen, typischerweise als Cohen's d , mit denen das Ausmaß der Überlappung von Verteilungen beziffert wird. Zugegebenermaßen ist für viele Geschlechterunterschiede $d=0$, aber für viele andere ist es eben $d>0$.

Das Buch von Frau Fausto-Sterling (1988) als "aus der Biologie selbst" zu bezeichnen, kann ich nur mit höflichem Erstaunen zur Kenntnis nehmen, da es von einseitiger Polemik strotzt und in der Biologie völlig ignoriert wird, mit Recht. In ihren späteren Publikationen nimmt Frau Fausto-Sterling anscheinend auch kaum noch Bezug zu dieser Publikation. Frau Cordula Fine schließlich kommt ebenfalls nicht aus der Biologie, zumindest nicht nach ihren im Web of Knowledge aufgeführten wenigen Publikationen.

LÜCK: Herr Lenz hatte es eingangs angesprochen: Zweigeschlechtlichkeit ist kein universales Muster. In Indien zum Beispiel werden die „Hijra“ als eine Art drittes Geschlecht angesehen. Das spricht einerseits dafür, dass schon die Einteilung in männlich und weiblich ein soziales Konstrukt ist. Andererseits muss man schon sehr lange suchen, um solche Ausnahmen von der Regel zu finden. Ist Zweigeschlechtlichkeit also unsere Natur oder nur unser Bild davon?

LENZ: Wichtig ist zunächst einmal, unseren Blick dahingehend zu erweitern, dass es auch Gesellschaften mit mehr als zwei Geschlechtern gibt (vgl. Nanda 2000). In der Welt

hegemonialer Zweigeschlechtlichkeit wird das fortlaufend als unmöglich angesehen. Gleichwohl dominieren die Gesellschaften, die nur zwei Geschlechtern kennen bzw. anerkennen. Dies muss eine konstruktivistische Geschlechterforschung herausfordern, bringt sie aber nicht in Erklärungsnot: Hartmann Tyrell (1989) ist der Frage, wie diese Dominanz aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive erklärt werden kann, nachgegangen. Geschlechtsdifferenzierung ist für Tyrell eine „Klassifikationsangelegenheit“. Ihr kommt dabei der generelle Vorteil von binären Klassifikationen zu. Das Geschlecht bietet sich in unvergleichbarer Weise als Referenz für eine binäre Klassifikation an. Wenn der Blick geschärft ist, dann drängt sie sich auf und ihre Eindeutigkeit kann gesteigert werden. Eine Klassifikation nach der Geschlechtszugehörigkeit – so Tyrell (1989) – besitzt auch besondere Anschluss- und Ausbauchancen, die ihre starke Verbreitung plausibel machen.

EULER: In der Ontogenese des Menschen wird das Geschlecht in einer langen Entwicklungskaskade bestimmt, so dass man von seriellen Geschlechtern sprechen kann: chromosomales Geschlecht, hormonelles Geschlecht, gonadales Geschlecht, zugeschriebenes Geschlecht oder auch Ammengeschlecht („Es ist ein Mädchen!“), Geschlechtsrolle, Geschlechtsorientierung und Geschlechtsidentifikation.¹ Ein chromosomales Mädchen kann, wenn es durch bestimmte Umstände pränatal mit einer Überdosis von männlichen Geschlechtshormonen überschüttet wird, ein männlich typisiertes Gehirn entwickeln und, je nach Hormondosis, männliche Geschlechtsorgane ausbilden (z. B. adrenogenitales Syndrom). Auch die Geschlechtsorientierung ist nicht streng binär, wohl aber bipolar. Aus Gründen der kognitiven Effizienz neigen wir zur Stereotypisierung („typisch Mann!“), aber die Geschlechtsstereotype folgen eher aus den graduellen Verteilungsunterschieden zwischen den Geschlechtern als dass sie diese verursachen (Bischof-Köhler, 2006).

LÜCK: Heute gibt es relativ häufig Geschlechtsumwandlungen, weil Menschen das Gefühl haben, im „falschen“ Körper geboren zu sein. Ist das ein Beleg dafür, dass Geschlecht doch nur ein Konstrukt ist?

EULER: Ich bin kein Fachmann auf diesem Gebiet, aber für mich ist es erst einmal nur ein Beleg dafür, dass es verschiedene Stufen der Geschlechtsbestimmung in der ontogenetischen Entwicklung gibt. Die Geschlechtsidentität scheint dabei der Kern des Geschlechts zu sein (Seligman, 1993), nicht eine spätere Zugabe. Die Geschlechtsidentität ist eine andere Kategorie von Geschlecht als etwa die Geschlechtsorientierung oder das geschlechtstypische Verhalten. Das Problem der Spaltung von gefühltem und organischem Geschlecht (Transsexualität) kann kein Beleg für Geschlecht als Konstrukt sein, weil Transsexualität trotz drängenden Wunsches der Betroffenen nicht „dekonstruiert“ werden kann (z. B. durch intensive Psychotherapie). Nur eine chirurgische und hormonelle Geschlechtsumwandlung kann helfen, obwohl diese Behandlungen langwierig und objektiv gesehen von mäßigem organischem Erfolg sind.

LÜCK: Bei solchen Geschlechtsumwandlungen spielen Hormone eine entscheidende Rolle, die man sich spritzen muss. Es ist beeindruckend, was zum Beispiel eine Testosteronbehandlung mit Körper und Psyche einer (ehemaligen) Frau macht. Ist das nicht ein Beleg dafür, dass es – wenn wir nicht medizinisch eingreifen – doch unsere Biologie ist, die uns zu Frau oder Mann macht?

¹ Vergleiche zu dieser Differenzierung auch den Beitrag von Hannover et al. in diesem Band.

LENZ: Dies ist zunächst einmal ein Beleg dafür, wie man in unserer Gesellschaft zu einer Frau oder einem Mann wird und wie man zu sein hat, um als Frau oder Mann zu gelten. Entscheidend ist, dass unser Umgang mit Transsexualität mit einer klaren Vorstellung von Mann und Frau in Verbindung steht und beim Geschlechterwechsel die Wege dominieren, genau das, was man sich darunter vorstellt, auch herzustellen (vgl. Hirschauer 1993). Transsexualität ist keine Überwindung der Zweigeschlechtlichkeit, sondern reproduziert diese immer wieder. Das hat Harold Garfinkel (1967) bereits in seiner Agnes-Studie gezeigt. Darüber hinaus ist zu fragen, welches gesellschaftliche Interesse es gibt, dass es immer diese Eindeutigkeiten geben muss. Warum ist es eigentlich so wichtig, dass im Pass das Geschlecht in binärer Klassifikation fixiert wird? Wir schreiben auch nicht rein, ob jemand einer bestimmten Klasse oder einem sozialen Milieu angehört. Warum ist es so wichtig, eine andere Person in einer Interaktion als Frau oder Mann zu identifizieren?

LÜCK: Zeit für ein Fazit. Wie sehen Sie das Verhältnis von biologischer und sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung? Hat eine von beiden einfach Recht? Oder mehr Recht als die andere? Widersprechen sich die Perspektiven überhaupt oder ergänzen sie einander komplementär?

LENZ: Es geht nicht darum, wer Recht bzw. wer möglicherweise mehr Recht hat. Es geht vielmehr darum, die paradigmatischen Differenzen in diesen beiden Arbeitsfeldern zu erkennen. Aus meiner Sicht wäre es nützlich, wenn es einen stärkeren Austausch zwischen einer biologischen und sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung geben würde. Nicht um Überzeugungsarbeit zu leisten, also die andere Position für die eigene Sache zu gewinnen. Der Hauptnutzen dieses Dialogs könnte und sollte sein, das gegenseitige Verständnis und Wissen darüber zu schärfen, was die unterschiedlichen Fragen und Blickrichtungen sind. Wissenschaften streben nach Wahrheit, machen dies aber immer auf der Grundlage von bestimmten Paradigmen, die eben genau das, was aus ihrer Perspektive relevant und richtig ist, vorab festlegen. Wichtig ist es, im Dialog mehr voneinander zu erfahren und dadurch klarer die Differenzen erkennen zu können. Und das wiederum könnte sich auf die Weiterentwicklung der jeweils eigenen Perspektive in hohem Maße positiv auswirken.

EULER: Ich teile hier völlig die Aussage von Herrn Lenz. Die gegenseitige Ignorierung ist in der Tat ein Übel. Beispielsweise haben Coall und Hertwig (2011) für das Thema der großelterlichen Fürsorge belegt, dass auf zentrale Publikationen nur in weniger als fünf Prozent aus dem jeweils anderen Lager (evolutionäre vs. soziologische Artikel) Bezug genommen wird. Dabei haben sozialwissenschaftliche Publikationen in der Regel einen hohen methodischen Standard und basieren auf inhaltsvollen Daten, sind somit auch beitragsfähig für biologisch orientierte Arbeiten. Aber das Arbeitsfeld der Soziologie ist leider anthropozentrisch beschränkt.

Biologische Ansätze lehren die anthropologische Bescheidenheit, den Menschen nicht als Krone der Schöpfung anzusehen. Biologische Theorien zu Geschlechterunterschieden zeigen auf, welche Unterschiede weniger Aufwand und welche mehr Aufwand für ihre Nivellierung erfordern und wo Maßnahmen zur Veränderung am Besten anzusetzen sind. Eine biologisch informierte Sichtweise hilft die Überschätzung zu verhindern, dass alle nicht-körperlichen Geschlechterunterschiede (zum Beispiel Motivationsstrukturen) allein oder vorwiegend das Resultat von sozialen Umwelteinflüssen seien und damit auch durch Veränderung dieser Einflüsse dauerhaft umstrukturiert werden könnten. Wir sind nicht als unbeschriebenes Blatt auf die Welt gekommen, sondern unser evolutionäres Erbe gibt jedem Geschlecht eine Grundeinstellung mit auf den ontogenetischen Weg. Diese Grundeinstellung kann geändert

werden, aber ohne stetigen Änderungsdruck findet die ursprüngliche Einstellung immer wieder umweltspezifische Ausdrucksformen.

LÜCK: Ich fasse zusammen: Soziologie und Biologie müssen und werden nicht als Disziplin zusammenwachsen. Sie haben eigene Fragestellungen, Theorien und Methoden. Aber sie können trotzdem viel voneinander lernen. Und sie wären beide gut beraten, deutlich mehr als in der Vergangenheit davon Gebrauch zu machen und die Erkenntnisse der jeweils anderen Disziplin zur Kenntnis zu nehmen. Außerdem könnte ein intensiverer direkter Dialog wahrscheinlich manches Vorurteil beseitigen, das zwischen den Disziplinen herrscht und als Scheinargument herhält, sich wechselseitig zu ignorieren.

Herr Euler, Herr Lenz, ich hoffe, wir haben auf diesem Weg einen Beitrag geleistet, und ich danke Ihnen sehr für diese offene und spannende Gespräch!

Literatur:

- Beauvoir, Simone de (2002): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek: Rowohlt (orig. 1949).
- Böhnisch, Lothar/Lenz, Karl/Schröer, Wolfgang (2009): Sozialisation und Bewältigung. Weinheim: Juventa.
- Bretell, Caroline B./Sargent, Carolyn F. (Hrsg.) (2001): Gender in Cross Cultural Perspective. 3. Aufl. New Jersey: Prentice Hall.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Duby, Georges / Michelle Perrot (Hg.) (1997): Geschichte der Frauen. 5 Bde. Frankfurt/Main: Fischer.
- Fausto-Sterling, Anne (1988): Gefangene des Geschlechts? Was biologische Theorien über Mann und Frau sagen. München: Piper.
- Fine, Cordelia (2012): Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fischer, Joachim (2009): Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts. Alber, Freiburg, München.
- Garfinkel, Harold (1967): Passing and the Managed Achievement of Sex Status in an ‚Intersexed Person‘. In: Garfinkel, Harold: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: 116-185.
- Gildemeister, Regine / Hericks, Katja (2012): Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.
- Goffman, Erving (1994): Das Arrangement der Geschlechter. In: Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht. Hrsg. von Knoblauch, Hubert A. Frankfurt/Main: 105-158 (orig. 1977).
- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich – Männlich. Opladen: Leske+Budrich.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lenz, Karl/Adler, Marina (2010): Geschlechterverhältnisse. Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung Bd. 1. Weinheim: Juventa.
- Lenz, Karl/Adler, Marina (2011): Geschlechterbeziehungen. Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung Bd. 2. Weinheim: Juventa.
- Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Leske+Budrich (orig. 1994)
- Nanda, Serena (2000): Gender Diversity. Crosscultural Variations. Illinois: Waveland Press.
- Meuser, Michael/Neusüß, Claudia (2004): Gender Mainstreaming. Konzepte, Handlungsfelder, Instrumente. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Tyrell, Hartmann (1986): Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: 450-489.
- Koch-Kanz, Swantje/Pusch, Luise F. (1988): „Die Töchter von Johann Sebastian Bach“. In: Pusch, Luise F. (Hrsg.): Töchter berühmter Männer. Neun biografische Portraits. Frankfurt/Main: 117-154.

Formatiert: Deutsch (Deutschland)

- Villa, Paula-Irene/ Moebius, Stephan/Thiessen,Barbara (Hg.) (2011): *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt/Main: Campus.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (2002): *Doing Gender*. In: Fenstermaker, Sarah/West, Candace (Hrsg.): *Doing Gender, Doing Difference. Inequality, Power, and Institutional Change*.
- Bell, A. C., Adair, L. S., & Popkin, B. M. (2002). Ethnic differences in the association between Body Mass Index and hypertension. *American Journal of Epidemiology*, 155, 346-353.
- Bischof-Köhler, D. (2006). *Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede* (3. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bygren L. O., Kaati, G., & Edvinson, S. (2001). Longevity determined by paternal ancestors' nutrition during their slow growth period. *Acta Biotheoretica*, 49, 53–59.
- Coall, D. A., & Hertwig, R. (2011). Grandparental investment: a relic of the past or a resource for the future? *Current Directions in Psychological Science*, 20, 93–98.
- Euler, H. A., & Hoier, S. (2008). Die evolutionäre Psychologie von Anlage und Umwelt. In F. J. Neyer & F. M. Spinath (Hrsg.), *Anlage und Umwelt. Neue Perspektiven der Verhaltensgenetik und Evolutionspsychologie* (S. 1–25). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Euler, H. A. (2010). The psychology of families. In C. Störmer, U. Frey, & K. Willführ (Eds.), *Homo novus – a human without illusions. Festschrift for the 60th birthday of Eckart Voland* (pp. 161–179). Berlin, Germany: Springer.
- Fisher, R. A. (1930). *The genetical theory of sexual selection*. Oxford, UK: Clarendon Press.
- Gallagher, A., Bridgeman, B., & Cahalan, C. (2000). *The effect of computer-based tests on racial/ethnic, gender, and language groups*. GRE Board Professional Report No. 96-21P, ETS Research Report 00-8. Princeton, NJ: Educational Testing Service.
- Geary, D. C. (1998). *Male, female: The evolution of human sex differences*. Washington, DC: American Psychological Association.
- Harris, J. R. (1995). Where is the child's environment? *Psychological Review*, 102, 458-489.
- Harris, J. R. (2006). *No two alike: Human nature and human individuality*. New York, NY: W. W. Norton. [dt.: Jeder ist anders. Das Rätsel der Individualität. München: Deutsche Verlagsanstalt, 2007].
- Irwing, P., & Lynn, R. (2005). Sex differences in means and variability on the progressive matrices in university students: a meta-analysis. *British Journal of Psychology*, 96, 505-524.
- McBurney, D. H., Streeter, S., & Euler, H. A. (2012). Olfactory comfort in close relationships: You aren't the only one who does it. In G. M. Zucco, R. S. Herz, & B. Schaal (Eds.), *Olfactory cognition. From perception and memory to environmental odours and neuroscience* (pp. 59–72). Amsterdam, The Netherlands: John Benjamins Publishing Company.
- Mealey, L. (2000). *Sex differences: Development and evolutionary strategies*. San Diego, CA: Academic Press.
- Müller, M. (1992). *Determinanten der sekundären Sexualproportion und Verteilung der Geschlechter in Familien*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Dortmund, Fachbereich Statistik.
- Nowell, A., & Hedges, L. V. (1998). Trends in gender differences in academic achievement from 1960 to 1994: an analysis of differences in mean, variance, and extreme scores. *Sex Roles*, 39, 21-43.
- Plomin, R., DeFries, J. C., McClearn, G. E., & McGuffin, P. (2001). *Behavioral genetics* (4th ed.). New York, NY: Worth Publishers.
- Radtke, K. M., Ruf, M., Gunter, H. M., Dohrmann, K., Schauer, M., Meyer, A., et al. (2011). Transgenerational impact of intimate partner violence on methylation in the promoter of the glucocorticoid receptor. *Translational Psychiatry*, 1, e21; doi:10.1038/tp.2011.21.
- Rhoads, S. E. (2004). *Taking sex differences seriously*. San Francisco, CA: Encounter Books.
- Trivers, R. L., & Willard, D. E. (1973). Natural selection and the ability to vary the sex ration of offspring. *Science*, 179, 90–91.

- Wedekind, C., Seebeck, T., Bettens, F., & Paepke, A. J. (1995). MHC-dependent mate preferences in humans. *Proceedings of the Royal Society of London B*, 260, 245–249.
- Zimmer, D. E. (1981). *Die Vernunft der Gefühle*. München: Piper.